

**Predigt im Gottesdienst anlässlich
der Verabschiedung in den Ruhestand
Frankfurter Diakonissenhaus, 16. März 2004, 18.00
Text: Matthäus 6, 33**

***"Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und
seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles andere
zufallen"***

Liebe Freundinnen und Freunde,
liebe Gemeinde!

Mitten in der Bergpredigt - jenem einzigartigen Manifest der Botschaft Jesu - steht diese Vision vom Reich Gottes, in dem Menschen nicht höheren Zielen geopfert werden, sondern zu ihrem Recht kommen. Sie beendet jenen tiefsinnigen Abschnitt über das "Sorgen". Jene Krankheit zum Tode, die - einem Grauschleier gleich - unser Leben immer wieder durchzieht und verkümmern lässt. Dass diejenigen, die sich an diese Vision halten, nicht zu kurz kommen, gehört für mich zur Mitte des christlichen Glaubens. Ich kann dies auch so sagen: Unsere Sehnsucht nach einem gelingenden Leben wird im Reich Gottes weder entwertet noch still gestellt, sondern kommt in ihm ans Ziel!

Meine Generation und die Generation meiner Väter und Mütter wurden immer wieder von gegenteiligen Erfahrungen geprägt: Die Visionen, die uns bedrängten und die wir ererbten, haben oft Leben beleidigt und aufgefressen. Für die Versprechungen eines neuen Menschen und einer besseren Welt musste viel geopfert werden. Mit ihren totalen Ansprüchen waren Nationalsozialismus und Sozialismus strukturell gleich.

Demgegenüber verspricht Jesus uns nicht zu viel und nicht zu wenig: Das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit steht für die Hoffnung, dass wir alle das zum Leben finden, was wir brauchen. Denn wir bestehen nicht aus dem, was wir leisten und verdienen. Identisch sind wir dann, wenn wir "genug" sagen können. Wir werden dann auch - um im Wortspiel zu bleiben - endlich vergnügt leben können.

Es gehört für mich zu den befreienden Erfahrungen meiner Berufsbiographie, dass das Reich Gottes nicht im Nebel der Zukunft bleiben muss. Es kann und muss deshalb auch nicht mit aller Gewalt herbei gezwungen werden. Gottes Reich mitten unter uns erfahrbar - diesen Perspektivwechsel verdanke ich nicht zuletzt historisch - kritischer Forschung, dem Verstehen jener traumatischen Prozesse, durch die die ersten christlichen Gemeinden hindurch mussten.

Ihre geistliche Leistung bestand ja darin, dass sie den tiefen Schock über das Ausbleiben der Wiederkunft Christi zu ihrer Zeit konstruktiv verarbeiten konnten. Sie lernten dies bei Jesus selbst, an seinem Leben und seinem Geschick. Mit seinen Gleichnissen hatte er ihnen ja die Augen geöffnet für die Spuren des Reiches in ihrer Mitte. Mit seinen Wundern war die heilsame Nähe Gottes spürbar geworden. Seit seinem Kreuz galt, dass die Zukunft nicht durch Opfer erkaufte werden kann und muss. So brachte Jesus das Reich Gottes in ihre Mitte, gab es, obwohl unverfügbar -

nach der schönen Formulierung des tschechischen Philosophen Milan Machovec - ihnen zu Händen. Mit ihm gilt: Die Zukunft hat schon begonnen.

Für mich ist diese von Gottes Reich ausgehende Hoffnung nirgends bewegender beschrieben als in jenem Versen der hebräischen Bibel, die vom "Neuen Himmel und der Neuen Erde" künden: Menschen, sollen das auch ernten können, was sie säen. Sie sollen auch in den Häusern wohnen können, die sie mit ihren eigenen Händen bauen. Und, um es nicht zu vergessen: Es sollen keine Kinder eines frühen Todes sterben (Jesaja 65). Wer mit dem frühen Tod von Kindern gerungen hat, wird diese verheißungsvollen Worte nicht mehr los.

In unseren Tagen wird viel über das Ende und das Scheitern der Visionen geschrieben und geklagt! Ich will mich an diesem Jammern nicht beteiligen. Nicht Visionen sollten unter uns strittig sein, sondern unsere Phantasien, die sich in ihnen ausleben, Phantasien der Maßlosigkeit und Grenzenlosigkeit. Die biblischen Visionen vom Reich Gottes sind demgegenüber sehr konkret. Im Anschluss an meinen verehrten ökumenischen Lehrer Samuel Parmar möchte ich weitersagen, was ich im Buchstabieren dieser Verheißungen gelernt habe: Nicht die Maximierung des Glücks ist uns versprochen, wohl aber die Minimierung des Leidens verheißen.

Die Ökumenische Bewegung, das große christliche Erneuerungsprojekt im 20. Jahrhundert, steht für diese Vision des Reiches Gottes. In immer neuen Prozessen und Projekten demonstrierte sie, dass gerechtere Beziehungen zwischen Menschen und Völkern möglich sind, in verantwortlichen Gesellschaften. Die Vision von „attac“ „Eine andere Welt ist möglich“ knüpft an solche ökumenischen Erfahrungen an. Wo sie gewaltfrei gelebt wird, ist sie Geist von Gottes Geist.

Die Väter und Mütter des ökumenischen Aufbruchs hat im gemeinsamen Kampf gegen Totalitarismus, Rassismus und Kolonialismus eines verbunden: Leibhaftige Erfahrungen der Versöhnung und Befreiung. Aus diesen Erfahrungen gewannen sie die Energien über eigene konfessionelle, soziale und kulturelle Grenzen hinweg zu denken und auch zu leben. Dabei entdeckten sie, dass Gottes Reich mehr ist als ein Kontrastprogramm zum Unheil der Welt, anderes als nur eine Kritik ungerechter Verhältnisse. Sie lebten ihre Erfahrung als einer Bewegung des Friedens und riskierten es immer wieder, solchen Glauben ins Leben zu ziehen.

Und was vielleicht noch wichtiger ist: Sie hatten den Mut, Gleichnisse des Reiches Gottes auch außerhalb der Kirche zu entdecken. Mitten in der Welt, auch in der Welt der Religionen. So entstand Brückenschlag zwischen Ost und West, wuchs Solidarität zwischen Nord und Süd, kann gute Nachbarschaft reifen über bleibende Differenzen hinweg.

Sowohl die ökumenischen Vollversammlungen als auch das II. Vatikanum haben in diesem Aufbruch der Nachkriegsjahre die Erkenntnis von der Kirche als dem "wandernden Volk Gott" zurückgewonnen. Ich bin froh, dass unsere Kirche in Hessen und Nassau in ihren Leitbildern für den Reformprozess diese Vorstellung von Kirche nicht vergessen hat. Sie bleibt für mich voller Provokation und Inspiration für die Gestaltung ökumenischer Zusammenarbeit, auch in dürftigen und kritischen Zeiten. Als Volk Gottes schauen wir trotz aller Verluste selbstbewusst in die Zukunft sind mehr und anderes als die Verwalter unseres eigenen Niederganges. Eine Stimmung, die viele unserer Spardebatten immer wieder lähmt.

Dieses Leitbild ist die notwendige Korrektur von Fundamentalismus und Triumphalismus, jene selbstgefälligen Versuchungen, in denen sich unsere Kirchen immer wieder mit dem Reich Gottes identifizieren. Wenn wir uns "unterwegs" erfahren, dann sind wir davor geschützt, nur noch für uns selbst zu leben. Unterwegs bleiben wir herausgefordert, über den Tellerrand der eigenen Bedürfnisse und Besitzstände hinaus zu blicken. Unterwegs brauchen wir uns gegenseitig, können deshalb auch teilen lernen.

Unterwegs gewinnen die Kirchen Freiheit und Mut zu mehr Gemeinsamkeit in Zeugnis und Dienst. Unterwegs können sie Abschied nehmen von der Illusion, alles allein tun zu müssen. Warum sollte die Finanzkrise der Kirchen nicht zu einer ökumenischen Chance werden können? Ich selbst erwarte von diesem heilsamen Druck mehr Bewegung als von der Euphorie des Berliner Kirchentages, so sehr wir solche Euphorie auch brauchen.

Die Zukunft der Ökumenischen Bewegung speist sich aus Geschichten, in denen Energien des Reiches Gottes leibhaftig erfahren und weiter gesagt werden. "Story-Telling" heißt diese ökumenische und liberale Variante meiner pietistischen Ziehväter, der ich unsagbar viel verdanke. Ich möchte heute nicht die alten Geschichten wiederholen über "Stuttgart" und "Oslo", über die „Ostdenkschrift" oder das "Antirassismusprogramm", die ich schon oft beschrieben habe.

Vielmehr will ich aus jüngster Zeit zwei solcher Hoffnungsgeschichten weitersagen. Sie haben beide mit meinen Beziehungen zu Südafrika zu tun, jenem Land in dessen Kämpfen ich über 20 Jahre unsagbar viel gelernt habe. Beide Geschichten haben auch etwas mit HIV-AIDS zu tun, jener Geisel, die ganze Generationen des Südlichen Afrika auszurotten droht.

Im November 2002 war ich an mehreren Tagen in Soweto Gast in Selbsthilfegruppen von HIV-AIDS-infizierten Menschen. Ich erlebte dort, wie Frauen und Männer, die von ihrer Umgebung stigmatisiert werden, ihre Würde zurückgewinnen. Wie Menschen, die um die Grenzen ihres Lebens wissen, Verzweiflung überwinden. In geschützter und heilender Gemeinschaft erleben sie "empowerment". Ein Wort, das uns Deutschen mit guten Gründen schwer über die Lippen geht: Ermächtigung.

An diesem Tag denke ich in besonderer Weise an diese starken Menschen, ihre Ärzte und Therapeuten im Ekupoleni-Health-Centre. Im wahrsten Sinne des Wortes erleben sie eine befreiende Umkehr: Mitten im Tod sind sie vom Leben umfassen. Damit diese Prozesse weiter gehen können, danke ich Euch und Ihnen allen für das, was mir zu meinem Abschied zgedacht wurde.

Die zweite Geschichte hat etwas zu tun, mit der Kultur des Streitens, jene christliche Tugend, die viele von uns im "Konziliaren Prozess" zurückgewonnen haben. In den letzten fünf Jahren gab es eine weltweite Auseinandersetzung um die Versorgung von HIV-AIDS-infizierten Menschen mit preiswerten Medikamenten. Entscheidend wurde dieser Streit geführt in Südafrika, zwischen NGOs und Kirchen, Regierungen und der Pharmaindustrie. Der heilsame Druck, der in Dialogen, Demonstrationen und Prozessen entstanden ist, hat im letzten halben Jahr nicht nur die südafrikanische Regierung zum Handeln gezwungen. Auch die Pharmaindustrie hat sich bewegt - vorab jenes Unternehmen in unserer Landeskirche, das durch das Angebot von Nevirapinen ein entscheidendes Medikament für lebensverlängernde Behandlungen entwickelt hat.

Ich rede hier von der Firma Boehringer in Ingelheim, in deren Schatten ich meine Arbeit als Pfarrer unserer Kirche begann. Boehringer Ingelheim hat im vergangenen November entschieden, die Lizenzgebühren für Nevirapine im Südlichen Afrika auf 5% des Gewinnes zu reduzieren. Damit betragen die jährlichen Kosten für die Behandlung eines infizierten Menschen nicht 15.000 Euro wie bei uns. Sie können vielmehr auf 140 Euro zurückgefahren werden.

Ich bin für diese Entscheidung sehr dankbar, auch der EKHN und dem Bistum Mainz, die sich an dem kritischen Dialog mit Boehringer Ingelheim aktiv beteiligt haben. Ich bin auch dankbar dafür, dass unsere kirchlichen Entwicklungsdienste – Brot für die Welt und der EED - Nichtregierungsorganisationen vor Ort nachhaltig finanziell unterstützen. In solchen neuen Allianzen wird die schwierige Balance zwischen Zusammenarbeit und Streit eingeübt, um Leiden zu minimieren. An dieser Allianz gilt es weiter zu arbeiten, damit dieser „Fortschritt“ nicht nur den Menschen Südafrikas zugute kommt.

Zum Schluss noch ein Wort zu meiner eigenen Zukunft, die durch meinen Abschied aus kirchlichen Ämtern in besonderer Weise zum Thema wird. Sie haben es gemerkt, entgegen dem harten Wort aus der Lesung dieses Gottesdienstes (Lukas 9,62) blicke ich in diesen Tagen auch zurück. Für mich ist Zukunft nicht möglich, ohne die Vergewisserung meiner Herkunft. Allerdings will ich die Warnung Jesu ernst nehmen, mich in Rückblicken nicht zu verlieren. Meine Zukunft speist sich - in gut biblischer Tradition - aus Erinnerungen. In diesem Sinne spiegelt der Titel der Publikation, die ich zu diesem Abschied vorbereitet habe, auch ein Stück weit die Stimmung dieser Tage: "Erinnerungen für die Zukunft"!

Dabei buchstabiere ich ein Wort aus dem ersten Johannesbrief, das mich seit Jahren immer wieder provoziert. "Es ist noch nicht heraus, was wir einmal sein werden!". Mit dieser Verheißung gehe ich durch diese Tage, die mir bei aller Erleichterung von den Problemen des Alltags auch schwer fallen. Ich blicke neugierig auf neue Herausforderungen und Möglichkeiten und bitte darum, dass ich dafür noch Zeit haben kann.

"Es ist noch nicht heraus, was wir einmal sein werden!" - diese Verheißung gilt aber auch für Euch und Sie alle. Sie gilt für unsere immer wieder ängstliche Kirche, sie gilt für unsere krisengeschüttelte Welt. Lasst Euch heute von dieser Verheißung anstecken, denn: "Heute ist der erste Tag vom Rest unseres Lebens!"

Karl-Heinz Dejung